

# Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

65. Sonnabend, am 13. August 1836.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

## Zeitschriften = Musterung.

XXVIII.

Die Blitze schleudernde Bignette Menzel's droht wieder im Morgenblatte

über Nr. 72 und 73 des Literaturblattes. Das Ungewitter bricht aber dieses Mal nicht über dem jungen Deutschland aus, sondern über dem armen Victor Hugo, dem eine ungeheure Sündenlast und Verantwortlichkeit aufgebürdet, dabei aber gewaltig weit, und von der Zeit vor Spinoza sogar, ausgeholt wird. Einiges Wahre ist daran nicht zu verkennen, aber die Angst vor Schaden doch zu groß. Man weiß in Deutschland schon recht gut, was gewisse ausländische Schriftsteller werth sind oder nicht, und wahrlich, Victor Hugo verdient unter denen nicht genannt zu werden, von welchen das Schlimmste zu erwarten.

Daß in Nr. 170 der Berichterstatter aus Berlin des Breitem sich über Arendt ausläßt, nimmt uns Wunder, da der Unglückliche stets ein unbedeutender, früher jedoch sehr wohlbemittelter Mann war, und Berlin wahrhaftig nicht den harten Vorwurf verdient, „daß er dort Hungers gestorben sey“. Die Auszüge aus Poley's Natural Theology zur Kenntniß des thierischen Körpers werden in reicher Maasse fortgesetzt, eben so die schätzbaren Familiengeschichten.

Der

Mitternachtszeitung (Nr. 114 flg.)

verdankt man anziehende biographische Nachrichten über Jung Stilling, auch wird Freunde der Kunst eine detaillirtere Schilderung des neunten Elb-Musikfestes in Braunschweig anziehen, dagegen sind die Notizen dieses Mal minder reichhaltig als sonst.

Im

Kometen (Nr. 113.)

beginnt eine Novelle von G. G. Meerfelds, der Hagestolz betitelt, deren erste Nummern uns das gewöhnliche Verhältniß solcher Titelmenschen mit einer alten Haushälterin vorführen. Im Fortgange scheint sich's jedoch charakteristischer zu gestalten. Prag, Aachen, Hamburg

und Braunschweig liefern nicht unanziehende Correspondenzen.

Wenn wir in der

Zeitung für die elegante Welt

bedauern müssen, daß die trefflichen geistlichen und weltlichen Briefe aus Deutschland vom Herausgeber mit Nr. 143, nach der Schilderung des großen Musikfestes in Düsseldorf aufhören, so beginnt dagegen Nr. 139 wieder eine Novelle von G. Terpen, Unterhaltungen auf dem St. Bernhard benannt, die schon ihrer Anlage nach vielfachen Stoff zu charakteristischen Mittheilungen in sich zu enthalten scheint. Gestehen müssen wir dagegen, daß der durch 5 Blätter gehende Bericht aus Kloster Rosleben über das Jubiläum des Rectors Wilhelm daselbst uns allzulang ausgesponnen scheint.

In den vor uns liegenden Blättern von  
Unser Planet

erscheint uns als das Anziehendste die Uebersicht der neuesten böhmischen belletristischen Literatur (Nr. 172 flg.), da sie uns ganz neue Blicke auf dieses Gebiet thun läßt. Wer sollte glauben, daß es in Spazier's Aufsatz über die deutschen Frauen hauptsächlich um eine Entwicklung von Kleist's „Räthchen von Heilbronn“ sich handle? Die Kirchenparade ist ein lebendiges Genre-Bild. Nürnberger's schätzbare Reise durch unser Planeten-System wird in Nr. 160 beschlossen.

Von Seidlitz ein allerliebtestes Gedicht, die Psyche, neue Wendung, tiefe Auffassung, auch seine kleinen Lieder ansprechend, dagegen hat uns dasjenige, was er bei Gelegenheit des deutschen Drama's (Nr. 164) über Th. Körner so hart und ungemessen sagt, in tiefster Seele verletzt. Man lese die Diatribe von: „Theodor Körner war nur ein Lehrjunge, der Latten zutrug,“ u. s. w. an bis: „Th. Körner starb im Mecklenburgischen an zu starker Nationalität“, und enthalte sich des Unwillens, wenn man kann, über diesen Ausfall gegen einen ehrenwerthen Todten!

Eine Geschichte in Versen, von Kun (Nr. 165), beginnt ekelhaft und endet gräßlich. Wie kann ein Dichter seinen Genius mit solchen Zuständen beschäftigen! —

Auch Fißinger verfällt in seinem Schaßgräber in einen ähnlichen Fehler, dagegen uns die Heiterkeit und Frische in J. N. Vogl's Frischen Besen sehr angenehm berührt hat.

Th. Hell.

Der Abfall der Belgischen Provinzen von Oesterreich. Von Louis Car. Aachen und Leipzig, bei J. A. Mayer. 1836. 333 S.

Nachdem wir schon oft und fast immer mit Vergnügen über belletristische Werke oder Uebersetzungen aus der Feder dieses Autors Bericht erstattet haben, freuen wir uns, jetzt auch über ein streng geschichtliches Werk desselben unser Urtheil abgeben zu können.

Belgien hat in der letzten Zeit durch seine Revolution die Aufmerksamkeit Europa's auf sich gezogen, und es ist daher von vielem Interesse, die Ursachen, die die letztere Umwälzung hervorriefen, mit denen, die zu der früheren Veranlassung gaben, zu vergleichen. Hierzu bietet die vorliegende Schrift sehr gute Materialien dar. Mit vieler Geschicklichkeit und so verständig als parteilos hat der Verfasser — außer Gachard's *Documens politiques*, die ihm allerdings zum Hauptleitfaden dienten — eine Menge in den Jahren 1790 — 91 erschienener Brochuren benutzt, und hier ist es eben, wo sich sein Beruf zum Historiker auf eine erfreuliche Art kund giebt. Fast alle jene Brochuren sind Parteiwerke, mitunter nichtswürdige Schandschriften, die jedoch, da sie neben unverschämten Unwahrheiten auch Thatfachen von Wichtigkeit enthielten, nicht übersehen werden konnten. Sehr gut zeigt der Autor, wie in der sogenannten Joyeuse Entrée, einer zwar freisinnigen, aber der verworrensten aller Constitutionen, der Keim zu Verwürfnissen lag, denen auch ein minder feuriger Fürst, wie Joseph der Zweite, und weisere, von besserem Willen, wie die belgischen, beseelte Stände wohl nicht immer gewachsen gewesen wären. Welche Bewandniß es mit der Joyeuse Entrée hatte, kann man daraus schließen, daß sie Art. 2 dem Landesherrn das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, so wie Art. 20 das Begnadigungs-, und Art. 17 das Münzrecht abspricht. Was bei den zahllosen Privilegien einzelner Distrikte und deren verworrenen Verhältnissen, endlich bei den Bestimmungen des Art. 59, daß „wenn der Fall einträte, daß Seine Majestät aufhörte, die Privilegien ganz oder theilweise zu beobachten, die Unterthanen ihre Verpflichtungen gegen den Landesherrn einstellen können“, am Ende herauskommen mußte, läßt sich gleichfalls leicht ermessen. — Sehr gut

schildert der Verfasser den alten Haubegen van der Werfch, der, obwohl wegen vierzehn im siebenjährigen Kriege empfangener Wunden längst invalid und pensionirt, sich an die Spitze der Insurgenten stellte und, manchmal gefolgt von einem Heere, manchmal von einem kleinen undisciplinirten Häuflein, wie ein Löwe kämpfte, während van der Root, Bonk und alle die anderen Schreier den Feind von jenseits der Grenze her mit Papierballen beschossen.

Schlüßlich können wir die gediegene Schrift unserer Ueberzeugung gemäß nur auf's beste empfehlen.

E. v. Wachsman.

Elisabeth von Guttenstein. Roman von Caroline Pichler, geb. v. Greiner. Wien 1835. 3 Theile.

Die geachtete Verfasserin des vorliegenden Romans hat sich in einer Reihe von Jahren mit Recht einen guten Namen in der Roman-Literatur erworben. Vorzüglicher noch als ihre größer ausgeführten Arbeiten sind unstreitig die kleineren Erzählungen, welche früher eine wahre Zierde der Taschenbücher genannt werden konnten. Ihr „schwarzer Friß“, „alter und neuer Sinn“, „die Badereise“ und andere mehr, werden durch Erfindung, gefällige Behandlung des oft sehr anziehenden Stoffes, tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens und wohlberechneten, wenn auch nicht gerade schlagenden Effect, immer zu den besten der damaligen Zeit gehören. Warum mag die Verfasserin nicht bei diesem ihr unstreitig so zusagenden als dankbaren Fache geblieben seyn, warum jetzt und seit mehreren Jahren schon nur in dicken und bändereichen Werken historischer Tendenz auftreten? — Abgesehen davon, daß der historische Roman in seiner oft unabwendbaren Ausdehnung selten unter Frauenhänden das wird, was er werden kann und soll, ist die eigenthümliche Kraftlosigkeit dieser Schriftstellerin, die in ihren kleinen Erzählungen durch manche Vorzüge ersetzt und nicht bemerkt wird, hier auffallender, besonders aber in dieser neuen Arbeit. Die Verhältnisse des österreichischen Kaiserstaates unter Maria Theresia während der Besetzung Schlesiens durch die Preußen u. s. w. bilden hier die historische Grundlage, auf welcher sich ein überaus matter und langweiliger Roman erhebt. Die Heldin — um bei den Damen anzufangen — ist eine von den sanften, duldsamen weiblichen Seelen, die nicht kalt und nicht warm, dennoch in der Wirklichkeit ungemein liebens- und verehrungswürdig seyn können, im Roman aber langweilig zum Verzweifeln sind. Die zweite Rolle, Franciska von Teuffenbach, eine angehende Fromme, spricht ungemein viel von ihrer Leidenschaftlichkeit, sämmtliche mit

ihr in näherer Beziehung stehende Personen, als ihr Vater, die Freundin u. s. w., sprechen ebenfalls viel davon, doch außer der etwas sonderbar motivirten Neigung, ihrem Geliebten, einem schlesischen Baron, heimliche Zusammenkünfte hinter dem Laboratorium ihres Vaters zu gestatten, läßt die erwähnte Leidenschaftlichkeit in den äußerst nüchternen Briefen an die Freundin überaus kalt, und der Conflict, in welchen diese Liebe mit einer wahrhaft fanatischen Bigotterie geräth, treibt dieß Paar noch am Traualtare aus einander, wo die Braut erst erfährt, daß der Geliebte Protestant ist!!! — Eine auf die äußerste Spitze des Unglaublichen gestellte Unwahrscheinlichkeit, denn wie ist es nur denkbar, daß diese eifrige, schwärmerisch-fanatische Katholikin sich nicht früher von dem Glaubensbekenntniß des Erfoerenen unterrichtet haben sollte — daß dieser Punkt ihr unbekannt geblieben seyn könne! — Sie geht in's Kloster und ist dort im Geruche der Heiligkeit ganz an ihrem Plaze. — Er stürzt sich in's Gewühl der Schlacht und stirbt. — Als er todt ist, meint sie, er werde trotz seiner Irrthümer hoffentlich zu Gott kommen, der Schächer sey ja auch dort!! —

Der Held und erste Liebhaber, Baron Emmerich Szillaghy, ein Ungar, etwas wärmer und lebendiger, unstreitig die gelungenste Zeichnung dieses Werkes in seiner frischhen, lebendigen Anschauung — verliebt sich bei Gelegenheit des ungarischen Landtages, dessen Beschreibung aus der Feder des berühmten Metastasio nach unserer Ansicht wohl etwas blühender und malerischer seyn könnte — in die schöne Monarchin. Es wird nämlich unzählige Male gesagt, daß er dieß gethan habe, allein nach des Recensenten Meinung hätte weder die sanfte Elisabeth, noch ihr starrköpfiger Vater sich dieserhalb zu grämen nöthig gehabt, denn diese Liebe ist so überaus bescheiden, begnügt sich so ruhig damit, die mit dem Wagen der Königin durchgehenden Pferde zu zügeln und gelegentlich in ihrer persönlichen Nähe die schöne Frau anzusehen, daß es nicht zu begreifen ist, warum der präsumtive Schwiegervater sich so ungeberdig anstellt, die Verlobung rückgängig macht und die Tochter sich unnöthig abhärmen läßt. Der Kleine, ganz unbedeutende Liebeschwindel, diese höchst bescheidene Aufwallung, welche von Mehreren sehr richtig lächerlich genannt wird, hätte sich von selbst gegeben. — Am Ende arrangirt sich Alles noch gut — die Leutchen heirathen einander und — wie einmal Jemand als Unterschied zwischen Trauer- und Lustspiel kurz und bündig angegeben, er sähe nur nach dem letzten Blatte; bekäme der Held die Schöne, sey es ein Lustspiel, — bekäme er sie nicht, ein Trauerspiel, — so ist es in der That —

abstrahirt von jener Kloster-Episode — ersteres, wenn nicht die enorme Breite des Werkes das Prädikat der Lust beträchtlich dämpfte.

Der Styl ist mitunter geschraubt, dann wieder nachlässig und trocken. Ausdrücke, wie „verlässlich“, „vermelzen“ u. s. w., kommen nur zu oft; es mangelt Leichtigkeit, Eleganz, intensives Leben; die Situationen, öfters recht interessant, erliegen der ungeheuren Ausführlichkeit, mit der alle Nebenumstände anschaulich gemacht werden. — Der dritte (letzte) Theil hat allein 425 Seiten. Die eigenthümliche Orthographie der Verfasserin, welche überall, wo es irgend möglich ist, ein h zufügt, wie „biethen“, „verliehren“, „Monath“, „einmahl“ u. s. w., erscheint dem Auge alterthümlich und durchaus nicht wohlgefällig, — es ist eine Kleinigkeit, aber man ist nicht mehr daran gewöhnt.

Kinder und junge Leute, selbst von den Stillen im Lande, können es ohne Bedenken lesen. —

Die Ruine. Roman von Henriette Hanke. Siegnitz, 1835.

„Betrübe dich nicht gar zu sehr, — sagte Fräulein Rosamunde mit leidsamer Stimme, und Ami knurrte sanft dazu — wo ist ein Mensch ohne Schwachheit?“

Die Verfasserin könnte mit diesen beweglichen Worten ihres Romans allerdings selbst ein härteres Gemüth, als das des Recensenten, entwaffnen, der immer bereit ist, dem schönen Geschlechte all' und jede Schwachheit zu verzeihen, allein eine der unverzeihlichsten will es ihm dennoch bedünken, ein Opus dieses Gepräges in die Welt zu schicken. Madame Hanke hat für ein gewisses, besonders weibliches Publikum — und dessen Zahl ist nicht klein — unleugbar eben so viel Anziehungskraft als Verdienst, denn ihre Werke sind größtentheils in einer hübschen, sich geläufig lesenden Sprache geschrieben; ihre Manier bis in die kleinsten weiblichen Eigenthümlichkeiten, die allerdings oft fast zu winzig sind, einzugehen, die schwärmerische, naive oder fromme und behagliche Beschaulichkeit der individuellen Verhältnisse der Frauen machen sie zu einer beliebten, gesuchten und unschuldigen Lectüre für Damen, wenn gleich mitunter, namentlich in einem ihrer früheren Romane, den „Perlen“, sonderbare Ideen vorkommen, die nicht unbedingt weibliche Zartheit verrathen. Es muß aber, abstrahirt davon, solche Milch- und Mehlspeise geben, der Casviar, Vinaigre à quatre voleurs, und wie die neueren Delikatessen unserer ultra-verfeinerten und raffinirten Zeit alle heißen, ist nicht für jeden Magen, am wenigsten für den weiblichen, und verdirbt oft den gesunden Geschmack.

Also — man lasse dergleichen Sachen ungefährdet passiren. Allein was zu arg ist, ist zu arg; die Damen, für welche dergleichen Lectüre bestimmt ist, gehören dem neunzehnten Jahrhundert, folglich einer Zeit an, welche bedeutend in jeder Art geistiger und Geschmacksbildung vorgeritten ist — welches Genre aber möchte sich von einer Erzählung angesprochen fühlen, die, ohne irgend ein ästhetisches Interesse zu erregen, irgend eine anziehende oder bedeutende Charakteristik und Situation zu geben, in verbrüßlicher Breite die Sentiments und Begegnisse eines alten Pandfrauleins schildert, und wie? — Recensent kann sich nicht versagen, hier einige Stellen wörtlich anzuführen:

Seite 331 (das Buch beginnt die Seitenzahl mit einer hohen Nummer, ein kurioser Druckfehler):

„Philippine soll ihre bunten Fähnchen bis auf eine fröhlichere Zeit lassen, — sagte das Fräulein — ich habe ihr dunkeln Zeug (!!) zu einem Kleide mitgebracht; die Kaufleute in der Bestung sind aber erschrecklich theuer mit ihren Waaren. Du, gute Baby, stecke dieß violette Band auf die Haube, es ist von einem sanften Gusto und schattirt ein wenig in's Krifte (!!). Von diesem schwarzen Merino lasse dir einen Spencer machen, er ist nicht von der schlechtesten Sorte — auch geht's auf den Herbst und ein Täckchen steht dir nett.“ u. s. w.

Seite 333:

„Nun noch ein Wörtchen über die Küche, Baby, — sagte die Dame des Schlosses mit beschleunigter Stimme — komme mir jetzt ja nicht mit fetten Braten, diese sind nur für einen lustigen Appetit, für behagliche Leute. Setze uns lieber milde Speisen, zartes Geflügel vor, etwa Hühner mit Stachelbeeren, da schmeckt man eine versüßte Säuerer. Ein Täubchen bringe mir jedoch selten auf den Tisch, der öftere Genuß von Täubchen soll, wie man sagt, melancholisch machen.“

Frau Baby entgegnete: Das mag wohl nur ein pures Vorurtheil seyn. Ich meinerseits halte alles Essen für ganz unschuldig. So müßte zum Beispiel, Wer (!) gern Sallat isst, andern das Leben sauer machen. Was ist so ein Weißbrätchen mildiglich, ich wollte einen eingeleischten Juden damit traktiren, ohne ihn zu kränken. — Allein was hilft's? Friede ernährt — und dessen Brodt ich esse, dessen Lied ich singe.“

Ferner das Recitiren der geistreichen Gedanken:

„Der Herr schickt den Tokel raus, der sollt' den Hafer schneiden; der Tokel schnitt den Hafer nicht und kam auch nicht zu Hause.“

„Der Gänserich konnte ergrimmen, ein Bienlein sich in der Buttermilch betrinken.“

Auffallende Verstöße gegen Sprachgebrauch und Wortfügung, wie:

Ich dachte, du Oswald würdest dir deine Freude daran sehen“ —

Dann wieder:

„Jamavas heißt dieser (!!) wunderprachtige Zeug, willst du ihn (!) dir nicht ansehen?“

Kommen häufig vor. Der fehlerhafte Gebrauch des männlichen Geschlechts vor dem Neutrum des Artikels bei dem Worte „Zeug“, den man nur bei der weniger gebildeten Klasse im Preussischen findet, ist eben so widrig, als Worte wie Vermerk — Föрте — Schrollen (letzteres für Laune!!).

Die Verwicklung des Romans, wenn man den äußerst gewöhnlichen Umstand so nennen darf, daß ein junger Mann nicht abgeneigt ist, einem ziemlich hübschen und guten Mädchen seine Hand zu geben, nachher aber durch ein noch hübscheres, die ihn nebenbei leidenschaftlich liebt und dieß ganz aufrichtig sagt, andern Sinnes wird und dieses heirathet, ist so alltäglich, sammt den hinzugefügten Episoden so ohne Salz und Interesse behandelt, daß es fast lächerlich erscheint, endlich am Schlusse der langen, unnöthigen Besorgnisse und Reden die alten Liebenden einander auf der nämlichen Stelle, wo sie sich verloren (der Ruine), wiederfinden zu lassen, während er indessen blind, sie Lahm geworden ist.

Referent würde dieses ganzen Werckchens nicht erwähnt haben, wenn ihm während des Durchblätterns sich nicht der Wunsch aufgedrängt hätte, man möge doch bei der sogenannten leichten Roman-Literatur es sich nicht zu bequem machen, und eine Dame, der einiges Talent nicht abzusprechen ist, ihr eignes Geschlecht und dessen ästhetische Bedürfnisse und Anforderungen an geistige Unterhaltung ein wenig höher stellen, als es hier geschehen ist. — Wir möchten kaum annehmen, daß der Verfasserin selbst ein solches Geschichtchen gefallen könne. —

Sidor.